

Ernö Lörincz studierte von 1985 bis 1992 Mathematik und Physik an der ELTE in Budapest. Er zog 1995 nach Berlin, arbeitete dort u. a. im „projekt archiv“ und war bereits 2008 am Jubiläumsmagazin zu 60 Jahren FU beteiligt.

Das Interview führte Reinhard Neubauer.

Ein Blick über den Tellerrand: Interview mit Ernő Lörincz

FU70: Hallo Ernő. Du gehörst ja zu den wenigen Menschen, die schon zum zweiten Mal an einer Broschüre zu einem runden Geburtstag der Freien Universität Berlin beteiligt sind.

E. L.: Ja, ich hatte bereits 2008 mit dem „projekt archiv“ einige Interviews geführt und redigiert.

FU70: Dann hast Du ja mit dieser Tätigkeit eine ziemlich Bandbreite an Erfahrungen und Geschichten kennen gelernt. Wie sieht denn der Vergleich zu Deiner Biografie aus, die ja deutlich anders verlaufen ist?

E. L.: Ja, mein Lebenslauf ist etwas ungewöhnlich und in dieser Ungewöhnlichkeit auch noch einmal sehr speziell. Obwohl: Es gibt viele Ähnlichkeiten, da unterscheidet sich der Osten nicht vom Westen. Ich bin in Cluj geboren, in Rumänien, aber als Angehöriger der ungarischen Minderheit. Ich habe in Cluj das ungarische Lyzeum besucht, mit Rumänisch als erster Fremdsprache. Meine Eltern lebten getrennt, mein Vater war damals schon in Ungarn. Ich war ein ziemlich guter Schüler, aber kein braver...

FU70: Wie das?

E. L.: Na ja, wir haben schon dolle Sachen gemacht und manchmal über die Stränge geschlagen. Ich war ein großer Freund „westlich-dekadenter Rockmusik“. Ich hatte schon mit 10 Jahren einen Plattenspieler. Meine Mutter und ich, wir sind dann öfters über den lokalen

Flohmarkt gegangen, da gab es alles. Ich bin ein Fan von Led Zeppelin und Pink Floyd, aber auch von Deep Purple und den Rolling Stones. Und von Transsylvania Phoenix, das war die rumänische Untergrund-Band. Die Musiker sind irgendwann einmal nach Deutschland emigriert, in den 70ern. Das war nicht die Musikrichtung, die in Rumänien sehr gelitten war.

FU70: Ja, ja, Walter Ulbricht sprach auch mal von Jey-jey-jey-Musik...

E. L.: Da war Nicolae Ceaușescu nicht viel anders, der „Titan der Titanen“, der selbst ernannte „Genius seiner Epoche“...

FU70: Die Staatsführer, die an maßloser Selbstüberschätzung leiden, sterben nicht aus...

E. L.: Morgens gab es an der Schule einen Appell, wir mussten in Uniformen antreten und die rumänische Nationalhymne singen und dem großen Conducător danken. Am Wochenende gab es dann das Gegenprogramm, es wurden Partys veranstaltet, da wurde dann Musik gespielt, entweder West-Rock oder Underground. An der Uni in Cluj gab es einen studentischen Club, da wurde auch solche Musik gespielt, da gingen wir Schüler hin. Problematisch wurde es immer dann, wenn ungarische Musik gespielt wurde und die Schnüffler der Securitate, die da gerade Dienst machen mussten, nicht mehr verstehen konnten, worum es ging... Man musste schon sehr aufpassen. Mit

Ceaușescu war das schon so eine Sache. Es gab strenge Regeln, keiner hat sich dran gehalten, aber wenn Du erwischt wurdest, war es schlecht. Rumänien war aber auch offener als andere realsozialistischen Länder: Man konnte an der Schule auch Englisch und Französisch lernen – statt Russisch. Das habe ich natürlich gemacht. Das war in Ungarn undenkbar. Mit Rumänien ging es aber in den 1980ern immer mehr bergab. Alle haben es gemerkt, einer nicht. Das Land war sehr arm. Meine Mutter sagte mir: Junge, Du sollst etwas Besseres werden, Du sollst studieren, aber nicht in Rumänien, da gibt es keine Perspektive. Geh nach Ungarn.

FU70: Das hast Du dann doch auch gemacht?

E. L.: Wenn das mal so einfach gewesen wäre... Ich wollte emigrieren und machte gerade in der 12. Klasse mein Abitur. Um das Abitur zu machen, musstest Du in einer Parteiorganisation sein, bei den „Falken“ und den „Pionieren“. Da kamen die Leute von der Securitate in die Schule und haben mich vor der gesamten Klasse rund gemacht: Warum ich denn dieses schöne Land verlassen möchte? Ich sagte, ich will zu meinem Vater nach Ungarn. Was ich nicht sagte: Die Studienbedingungen in Rumänien waren verschärft worden, ich hätte nur noch in Rumänisch studieren können, nicht in Ungarisch. Als ich meiner Mutter von diesem Vorfall erzählte, sagte sie, sie sei auch von der Geheimpolizei verhört worden. Man habe sie geschlagen. Ich wollte nur noch weg.

FU70: Wann war das?

E. L.: 1985. Ich bin dann nach Budapest gezogen und habe mich in der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) eingeschrieben, für Mathematik und Physik. Das hatte ich meiner Mutter versprochen, sie war damals schwer krank und ist dann gestorben. Eine Wohnung zu bekommen war nicht einfach. Anfangs hat mir mein Vater Geld für die Miete gegeben, dann habe ich bei Bekannten gewohnt und dort auch gegessen. In der Mensa war ich eigentlich nie.

FU70: Gab es Geld vom Staat?

E. L.: Nein. Ich habe viel gejobbt – das war genauso, wie es in den Berliner Interviews beschrieben wird. Permanente Jobberei, während der Vorlesungszeit, in den Semesterferien. Ich habe in Kneipen gearbeitet oder Bücher verkauft, Samisdat...

FU70: ...sicherlich nicht ungefährlich...

E. L.: Richtig, das war Untergrund-Literatur, gerne gekauft, aber vom Staat nicht gerne gesehen. Ich habe dann im Telemarketing gearbeitet und dort richtig gut Geld verdient. 4000 Forint im Monat, das war mehr, als viele Arbeiter verdienen.

FU70: Wie viel war das?

E. L.: Das waren umgerechnet ungefähr 80 DM, also 40 €. Oder knapp 600 DDR-Mark. Ehrlich, das war in

Ungarn viel Geld. Ich konnte mir einiges leisten.

FU70: Was hast Du gemacht?

E. L.: Unvergessen sind die Semesterferien im Sommer 1986. Eine unglaubliche Zeit. Am 27.07.1986 trat zum ersten Mal eine bedeutende westliche Rockgruppe im Ostblock auf. Es war die letzte Live-Tournee von Queen, im Népstadion.

FU70: Népstadion?

E. L.: So hieß damals das Ferenc-Puskás-Stadion in Budapest. Puskás ist der beste und bekannteste ungarische Fußballer, er gehörte zum Wunderteam, ist aber nach dem Aufstand 1956 geflohen und spielte für Real Madrid. Er war eine Unperson im sozialistischen Ungarn.

FU70: Und Queen?

E. L.: Irre. Der Eintritt war zum sozialistischen Freundschaftspreis, da habe ich mir schleunigst eine Karte besorgt. 80.000 andere aber auch. Freddy Mercury als bekannter Schwuler machte erkennbar nicht den Eindruck, ein sozialistisches Vorbild sein zu wollen. Er stand mehr für die „westliche Dekadenz“. Ich kannte alle Lieder. Es war schon dunkel, Brian May holte eine akustische Gitarre heraus und Freddy Mercury sagte: Als Referenz an das Publikum singe ich jetzt ein Lied nur für Euch. Und er sang dann ein ungarisches Volkslied.

FU70: Auf Englisch?

E. L.: Quatsch. Auf Ungarisch! Tavaszi Szél Vízét Áraszt. Er hatte sich den Text in die Hand geschrieben! Alle haben mitgesungen. Bis auf die Fans aus der DDR. Die konnten kein Ungarisch.

FU70: Irre.

E. L.: Sage ich doch. Und am 10.08.1986 fand zum ersten Mal ein Formel-1-Rennen im Ostblock statt: Der Große Preis auf dem Hungaroring. 200.000 Zuschauer waren dabei. Bernie Ecclestone, dem ja ansonsten eine gewisse Sparsamkeit nachgesagt wird, hatte Freikarten springen lassen, da hatte ich dann mal kurzerhand zugeschlagen. Die Veranstaltung wäre ansonsten unbezahlbar gewesen. Das war dann schon richtige „westliche Dekadenz“.

FU70: Und wer hat gewonnen?

E. L.: Keine Ahnung. Müsste ich googeln... Nelson Piquet.

FU70: Vielleicht noch einmal zurück zum Studium: Wie lief das so ab?

E. L.: Es war reglementiert und der Inhalt vorgegeben, aber die Professoren haben dann das gemacht, was sie für richtig hielten. Wir konnten frei und eigenverantwortlich lernen, es gab keinen Zwang, bestimmte Vor-

lesungen zu besuchen. Es gab auch eine studentische Interessenvertretung an der Uni, die war nicht parteigebunden. An der Uni und natürlich auch in der Stadt gab es viele Clubs. Budapest war und ist eine Weltstadt. Hier hatte ich deutlich weniger Probleme, meine Lieblingsmusik zu hören. Wir hatten zwar keine „Freie Universität“, aber schon jede Menge Freiräume, um sich zu entfalten. Ich hatte keine Probleme mit Physik und Mathematik und kam mit dem Stoff gut zurecht. Im Rahmen des Physik-Studiums haben wir uns dann auch mit Computern befasst.

FU70: Oja, in der DDR war man damals stolz auf die selbst entwickelten größten Mikrochips der Welt. Das war dann das angestrebte Weltniveau.

E. L.: Na ja, wir hatten noch schrankgroße Computer mit Magnetbändern, also die Technik-Ära davor. In den 80er und 90er Jahren fand eine neuerliche industrielle Revolution statt, nämlich die elektronische.

FU70: Du warst dann nicht mehr up to date?

E. L.: Nee, ehrlich nicht. Aber wenn Du das Prinzip des Programmierens verstanden hast, dann kannst Du darauf aufbauen. Das hat sich nicht geändert. Es bleibt halt bei dem bekannten Satz vom lebenslangen Lernen. Du kannst in der EDV-Technologie nicht auf einem Stand stehen bleiben, es geht immer weiter, weiter, weiter.

FU70: Wie bist Du dann nach Berlin gekommen?

E. L.: Das war in den Semesterferien 1989. Ich fuhr in die „Hauptstadt der DDR“. Rumänien war arm, Budapest war eine Weltstadt, aber die Hauptstadt war dann doch ein Kulturschock. Dort konnte man alles kaufen.

FU70: Alles kaufen? Ost-Berlin?? „Haben wir nicht, führen wir nicht, kommt auch nie wieder rein.“

E. L.: Es gab mehr als bei uns. Und weil ich ein Ungar war mit Reisefreiheit, konnte ich mit meinem Pass im Bahnhof Friedrichstraße kurz die Seite wechseln. Dann bin ich mit der S-Bahn nach West-Berlin gefahren. Na, das war dann der Kulturschock im Quadrat.

FU70: Mir fällt Nina Hagen ein: „Alles so schön bunt hier.“

E. L.: Genau. Aber niemand wollte meine Forints haben. Also bin ich wieder zurück in den Osten. Was ich aber unbedingt noch erwähnen muss: Ich habe in Ost- und auch in West-Berlin nette Menschen kennen gelernt, damals, 1989. Mit denen bin ich heute noch befreundet. Das fand dann 1990 eine Fortsetzung: In Berlin spielte im Juli meine Lieblingsband, Pink Floyd. Es war das berühmte „The Wall“-Konzert. Ich war in Budapest und traf dort ein Mädchen aus Australien. Sie fragte, was ich gerade mache. Ich sagte: Ich trampe nach Berlin, da spielt Pink Floyd, und sie sagte: Cool, da komme ich mit. Dann sind wir zusammen getrampt, von Budapest nach Berlin. Wir mussten – ich mit meinem ungarischen, sie mit ihrem australischen

Pass – unterschiedliche Grenzübergänge nehmen, und wir sind dann doch gemeinsam in Berlin angekommen. Dort trafen wir meine „alten“ Freunde aus dem Jahr 1989 wieder und gingen zu der kaum noch vorhandenen Mauer, wo das Konzert stattfinden sollte. Erst sollte der Eintritt frei sein, dann sollte es richtig DM kosten. In der DDR war am 1. Juli 1990 die DM angekommen. Wir kamen dann für umsonst rein. Das Konzert war gut, der Sound war schlecht. Mit der Frau telefoniere ich heute noch, bis ans andere Ende der Welt, über Skype.

FU70: Und dann?

E. L.: Ja, dann habe ich 1992 mein Studium erfolgreich abgeschlossen. Aber irgendwie hatte ich den Eindruck, dass ich mit den erworbenen Kenntnissen nichts mehr richtig anfangen kann. Vielleicht im Museum für Verkehr und Technik... Ich habe am Pädagogischen College in Budapest eine zweite Ausbildung als „social worker“ absolviert, das interessierte mich mehr. Ich wollte nicht mehr Programmierer werden. 1995 bin ich dann nach Berlin gereist. Mein alter Kumpel studierte an der TU, da habe ich dann im Café Campus lange Zeit gearbeitet, danach in Künstlergruppen, dann als freier Mitarbeiter im „projekt archiv“.

FU70: Ein Fazit?

E. L.: Am Studium haben mir insbesondere die Semesterferien gefallen, aber auch die Möglichkeit, mein Studium selbst zu gestalten. In einer Zeit des Weltumbruchs habe ich viel erlebt. Das waren tolle Erfahrungen, die Zeit davor und auch die Zeit danach war nicht so überwältigend. Das Studium ließ mir zwar Freiheiten, aber am Ende hatte ich den Eindruck, von einer technischen Revolution überrollt worden zu sein. Der Abschluss bot keine Perspektive – ich glaube, das war für viele Techniker im Ostblock sehr typisch.

FU70: Und nun?

E. L.: Mir geht es nicht gut, ich schlage mich so durch. Um mit Joe Cocker zu sprechen: „With a little help from my friends.“

FU70: Was sagt man dem Pink-Floyd-Fan? „Shine on you crazy diamond.“

E. L.: Danke.